

Altes Eisen

Autor(en): **Mory, Eugen**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **18 (1914-1915)**

Heft 3

PDF erstellt am: **23.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-661289>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



❧ Vor Weihnachten. ❧

In diesen Dämmertagen,
Still und feierlich,
Kommt leise hergetragen
Der Friede über mich. —

Ein ruhiges Genügen
Und stilles Zufriedensein . . .
Leis leise Klänge wiegen
Die müde Seele ein

In traumlos tiefen Schlummer —
Wie liegt so weltenweit
Haß, Leid und aller Kummer
Und alle Traurigkeit.

Friedrich W. Wagner.

Altes Eisen.

Von Eugen Morh.

Oben in seiner Dachkammer saß er an seinem Schreibtische, der alte Emanuel Ehrsam, Dr. phil. und pensionierter Schullehrer. Er hatte lange Jahre hindurch an der Kantonschule den deutschen Unterricht erteilt, Literaturgeschichte vorgetragen und war, nachdem er in Ehren entlassen worden, in sein Heimatdorf gezogen, um seinen Lebensabend bei seiner verheirateten Tochter zuzubringen. Sie hatte dem Witwer ein Dachstübchen so gemütlich als möglich möbliert, und dort verbrachte er den größten Teil des Tages bei seinen geliebten Büchern mit Zukunftsträumen, welche jedoch nicht in das Jenseits hinüberflogen.

Heute war der Himmel grau, schwere Schneewolken hingen droben, machten den Dezembernachmittag unfreundlich für die Alten und erweckten in den jungen Busen die Hoffnung auf ein fröhliches Schlitteln in den Weihnachtsferien, denn es war heute der Christabend, und ein guter Schneefall wäre für Knaben und Mädchen wohl eines der willkommensten Weihnachtsgeschenke gewesen. Für Emanuel Ehrsam hatte die Aussicht auf Schnee nichts Erfreuliches. Er wünschte sich eine ganz andere Freude.

Da trat die Tochter ein.

„Der Briefbote ist eben dagewesen und hat auch für dich etwas gebracht,“ sagte sie und legte dabei ein Paket, eine Zeitung und einen Brief auf den Schreibtisch.

Emanuel konnte einen Seufzer nicht unterdrücken, als er das Paket sah. Er wußte nur zu wohl, was es enthielt. Als die Tochter wieder hin-

ausgegangen war, griff er mechanisch nach dem Paket und öffnete es. Wieder eine Enttäuschung, zwar eine erwartete, aber darum nicht weniger bittere! Er erkannte ja das Manuskript, das er an einen Verleger gesandt hatte und welches nun wieder in seine Hände gelangt war. Er legte dasselbe auf den Schreibtisch und sagte leise: „Oh, Emanuel, Emanuel! Wann wirst du endlich einmal vernünftig werden? Wann wirst du endlich dem Wunsche, für die Nachwelt zu schaffen, entsagen? Du bist kein großer Geist, hast keine Kenntnisse, die irgend jemand auch nur um einen Heller reicher machen können, bist nicht einmal originell, hast also nicht eigene Gedanken, die überraschen, fesseln können. Und immer und immer wieder versuchst du es mit der Literatur.“

Dann dachte er daran, wie er in seiner Jugend alle möglichen und unmöglichen Unterhaltungsblätter und Zeitschriften mit Gedichten bestürmt hatte, von denen er einige noch auswendig konnte, aber nie mehr für sich her sagte, weil er sich jetzt schämte, jemals solches Zeug geschrieben zu haben; wie er dann alle diese Elaborate gesammelt und an einen Verleger gesandt hatte. Da war seine erste und große Enttäuschung gekommen. Jetzt, da er daran dachte, empfand er sie wieder und schmerzlicher als die heutige. Der Verleger hat ein höfliches Antwortschreiben geschickt und bedauert, er könne kein Risiko übernehmen; Gedichte seien gegenwärtig ganz unverkäuflich; aber wenn Emanuel die Druckkosten übernehmen wolle, so werde er gern die ohne Zweifel sehr schönen Gedichte verlegen. Wie hoch sich diese Kosten belaufen würden, hatte er nicht geschrieben, aber Emanuel vermutete, sie würden hoch sein, sehr hoch und höher, als er in seinen damaligen Verhältnissen versprechen konnte zu zahlen. So war der Druck unterblieben. Dann hatte Emanuel den Dr. phil. gemacht, hatte Anstellung als Lehrer gefunden und bald gemerkt, daß er keine Zeit mehr habe für die Nachwelt zu arbeiten, weil die Mitwelt ihn zu sehr in Anspruch nahm. Und doch schweiften seine Gedanken immer hinüber zur Nachwelt. Wenn er einmal diese Erde verlassen müßte, so wollte er doch nicht vergessen werden, nicht ganz sterben, wie er sagte. Aber die Mitwelt in der Gestalt der Schule machte beständig Anspruch auf seine Zeit, machte seinen heißesten Wunsch zunichte. Endlich erbarmte sie sich über ihn und gab ihm Zeit, seine Kräfte der Nachwelt zu widmen, während sie für sich jüngere, moderner geschulte Meister heranzog. Seit jener Zeit hatte er der Poesie entsagt; es ging einfach nicht mehr mit dem Verseschreiben. Aber auch mit der Prosa war er nicht glücklicher gewesen, als früher, und nun lag sein letztes Belletristikum wieder vor ihm, ein Bumerang, der in die Hand, welche ihn geworfen, wieder zurückkehrt.

„Oh, Emanuel, Emanuel!“ seufzte er, „die Mitwelt will dich nicht mehr, und auf die Nachwelt sollst du nicht kommen. Sterben, ganz sterben, das ist dein Loos, wie das von allem, was keinem Menschen nützen kann.“

Da klopfen kleine Finger an die Lüre und ein Kinderstimmchen rief:
„Großvater, wir wollen dich besuchen.“

Emanuel wußte, was das bedeutete. Sein Enkeltöchterchen konnte in dem etwas finsternen Bodenraum stehend die Türklinke nicht finden und fürchtete sich.

Er stand auf und ging an die Lüre, um sie zu öffnen, und herein kamen zwei kleine Dingerchen, ein Mädchen von vier Jahren, das ein zwei- bis dreijähriges Brüderchen an der Hand führte. Siehe da! Da kam ja die Nachwelt zu dem, welchen die Mitwelt nicht mehr brauchen konnte.

„So! Kommt ihr auch einmal mich besuchen?“ sagte Emanuel.

„Mutter hat uns geschickt. Wir sollen dir die Zeit vertreiben,“ erwiderte das Mädchen.

„Und was macht die Mutter?“ fragte der Alte.

„Sie ist in der Küche und kocht etwas Gutes,“ antwortete das Mädchen.

„Kocht was Gutes,“ wiederholte der Knabe.

„Für wen denn?“ fragte der Großvater lächelnd.

„Für Bubeli,“ antwortete der Knabe schnell.

„Auch für dich,“ korrigierte das Mädchen.

„Nun,“ meinte der Greis, „wenn ich auch mitessen darf, dann will ich auch etwas Obacht auf euch geben. Ich bin ja doch zu sonst nichts zu brauchen; altes Eisen.“ Diese letzte Bemerkung machte er jedoch nicht laut, sondern mehr für sich. Das Mädchen holte einen Fußschemel herbei, den die Mutter beim Zimmeraufräumen vor Großvaters Stuhl am Schreibtisch zu stellen pflegte, den er aber immer als ein ihm unbequemes Möbel auf die Seite stieß. Sie stellte ihn neben den Stuhl des Großvaters und die beiden Kinder setzten sich darauf, so gut es ging.

„Was habt ihr heute alles gemacht?“ fragte Emanuel Ehrsam.

„Bubeli hat ein Weihnachtsverschen von mir gelernt,“ berichtete die Kleine.

„Ei, so sag's doch einmal her!“ forderte der alte Herr ihn auf.

Bubeli faltete die Hände und murmelte etwas von Schokolade. Die Schwester erklärte, das Brüderchen wünsche für seine Deklamation im voraus belohnt zu werden. Darauf ließ sich aber der Großvater nicht ein. Er holte zwar aus irgend einem Fache seines Schreibtisches das Gewünschte hervor, behielt es aber in der Hand und versprach, es dem Knaben zu geben, sobald dieser sein Weihnachtsverschen hergesagt habe.

Bubeli begann: „Stille Nacht, heilige Nacht!“ besann sich dann und fuhr fort:

„Engeli in der Nacht, finster in der Nacht.“

„Sehr schön!“ sagte der Großvater und gab dem Kinde die Schokolade mit verhaltenem Lachen.

mit ...

siehe das nicht

„Jetzt erzähl' du uns was,“ sagte das kleine Echo.

„Was soll ich euch erzählen,“ fragte der Großvater. „Die Geschichte vom Schneewittchen oder vom Rotkäppchen?“

„Nein,“ antwortete das kleine Mädchen, „von der Fee Glück.“

„Die hab' ich euch schon so oft erzählt,“ sagte der Großvater, „du kannst sie ja auswendig.“

„Ich will sie noch auswendiger können,“ entgegnete die Kleine.

„So erzähle du sie,“ antwortete er, „damit ich sehe, wie gut du sie kannst.“

Das gefiel der kleinen Enkelin auch. Sie setzte sich gerade auf ihrem Schemel, legte die Hände auf dem Schoße zusammen und begann wichtig:

„Es war einmal ein alter Mann — nein! so fängt es nicht an. — Es war einmal ein junger Mann. Der hatte von einer schönen und mächtigen Fee gehört. Sie war reich, aber auch wohlthätig und wenn sie jemand begegnete, so gab sie ihm, was er nur wünschte, und oft noch mehr und was besser für ihn war. Sie hieß Glück. Dem einen gab sie Reichthum, dem andern Ehre, dem vierten Macht und dem dritten Ruhm. Da sagte der junge Mann: „Ich will mich doch aufmachen und die Fee suchen; vielleicht gibt sie mir auch, was ich mir schon längst gewünscht habe.“ Er ging in die Stadt und klopfte an verschiedenen Türen an, aber überall sagte man ihm: „Die Fee ist nicht hier, wir erwarten sie aber,“ oder: „Sie war hier, aber ist schon wieder weitergereist.“ Er ging zu den Kaufleuten. Die schüttelten den Kopf und sagten: „Es läuft nichts im Geschäft.“ Er ging zu einem Verleger — Großvater! Was ist ein Verleger?“

„Das ist nicht ganz leicht zu erklären,“ antwortete der Großvater. „Sieh! das ist so: Wenn du ein hübsches Geschichtchen geschrieben hast und denkst, du kannst dir etwas damit verdienen, dann gehst du damit zu so einem Verleger. Du klopfst höflich an, trittst ein und sagst: „Hier hab ich etwas geschrieben, das wohl wert ist, gedruckt zu werden. Wollen Sie es haben?“ „Doch nicht etwa Verse?“ schreit er dich an, als ob er Angst vor dir hätte. „Mit Gedichten ist jetzt kein Geschäft zu machen. Niemand kauft Gedichte.“ Da sagst du: „Nein, es ist eine Geschichte in Prosa.“ — „Damit ist eher etwas zu machen,“ antwortete er. Geben Sie es nur her! Ich will mir's ansehen, sobald ich etwas Zeit habe, und Ihnen dann berichten. Du gibst ihm dein Geschichtchen, er legt es auf seinen Tisch, fragt wo du wohnst und schreibt sich's auf. So kannst du wieder gehn und zu Hause warten. Endlich wird dir die Zeit zu lang. Nach drei Monaten gehst du wieder zu ihm. „Was ist Ihnen gefällig?“ fragt er. Du sagst: „Vor einigen Wochen hab' ich Ihnen ein Geschichtchen zur Durchsicht gebracht.“ „Ihr Name?“ unterbricht er dich und zieht ein Fach in seinem Schreibtisch auf. Da sucht er darin herum. „Ich kann Ihr Manuskript im Augenblick nicht finden, aber es ist da,“ sagt

er. „Ich muß es irgend wohin verlegt haben.“ Darum heißt er eben ein Verleger. „Kommen Sie in einigen Tagen wieder!“ Und wenn du dann wieder kommst, kannst du, wenn's gut geht, dein Geschichtchen gleich wieder nach Hause mitnehmen.“

„So!“ sagte die Kleine, als hätte sie des Großvaters schmerzliche Erinnerungen gewürdigt oder würdigen können, und fuhr dann in ihrer Erzählung fort: „Aber beim Verleger fand er auch die Fee Glück nicht und so ging er viele Jahre lang von einem Ort zum andern. Endlich sagte er: „Ich bin jetzt alt und müde und kann die Fee nicht finden,“ und da ging er heim in sein Dorf und hörte auf, sie zu suchen, und dann — und dann — Großvater, wie kam's dann?“

„Und dann, an einem Nachmittag, als es draußen und drinnen so dunkel war wie heute, schien auf einmal ein helles Licht im Zimmer,“ sagte Emanuel Ehrsam, „und eine schöne, leuchtende Frau stand vor ihm und sagte: „Ich bin die Fee, welche Glück heißt und habe dich lang gesucht.“ — „Ich dich auch,“ sagte der Mann. „Warum haben wir uns nie getroffen?“ — „Weil du mich überall, nur nicht am rechten Ort, nicht hier, gesucht hast, und weil du wünschtest, was dich doch nicht glücklich gemacht hätte. Darum hab' ich dich bis jetzt nicht finden können.“ Dabei legte sie ihm ein kleines Kindchen auf den Arm und sagte: „Hier hab' ich dir ein Enkeltöchterchen gebracht. Das mußt du pflegen und recht, recht lieb haben.“ Darauf verschwand sie; und als der alte Mann das Kindlein anschaute, sah er, daß es blonde Lockchen und blaue Auglein hatte.“

„Und es hieß Luisli, gerade so wie ich,“ schloß die Kleine die Erzählung und klatschte fröhlich in die Händchen.

„Großvater! jetzt du noch einmal!“ rief sie.

„Noch einmal,“ wiederholte der Knabe.

„Einmal ist doch genug,“ sagte der Großvater. „Warum denn jetzt gleich wieder?“

„Ich will es auch einmal meinem Enkeltöchterchen erzählen,“ antwortete Luischen.

„Töchterchen erzählen,“ ließ der Knabe sich hören.

„Da hab' ich doch einmal etwas für die Nachwelt geschaffen, wenn's auch nur ein armseliges Märchen ist,“ dachte der Großvater und erzählte sein Geschichtchen noch einmal, und dann noch eine Menge andere, und so saßen die drei im dunkler werdenden Zimmer, die Kinder jetzt auf dem Schoße des Alten, eng an ihm geschmiegt, bis unten ein Glöckchen tönte und sie alle in das Wohnzimmer hinab gingen, wo die Lichter an einem schön gepuzten Christbaum angezündet waren und die Weihnachtsgeschenke auf einem Tisch unter dem Baume lagen. Während nun die Kinder die Pracht des Baumes und des papierenen Engels hoch oben darauf anstauten und

Vater und Mutter ihnen die Geschenke zeigten, blickte Emanuel in seine Zeitung und fand in derselben mit einem Bleistiftstriche angemerkte lobende Kritik eines Romans von einem ihm unbekanntem Verfasser, einem E. Herbst. Dann öffnete er den Brief und las:

Sehr geehrter Herr Doktor!

Anbei erlaube ich mir Ihnen die Kritik, welche meinem Erstlingswerk zu Teil geworden ist, zu übersenden in der festen Überzeugung, daß es Sie freuen wird, von dem Erfolg eines früheren Schülers zu hören. Ich fühle mich zu dieser Meldung verpflichtet, weil ich Ihnen, sehr geehrter Herr Doktor, die Anregung zu meinem Schaffen in erster Linie verdanke und mich täglich mit Liebe und Dankbarkeit an Sie und Ihren ausgezeichneten Unterricht erinnere. Mein eben erst gewählter Schriftstellername ist Ihnen natürlich unbekannt, aber vielleicht erinnern Sie sich meiner noch unter demjenigen Ihres

Ihnen in aufrichtiger Dankbarkeit ergebener

Theodor Hauser.

„Sonderbar!“ sagte Emanuel, sich eine Träne der Freude und Rührung von der Wange wischend. „Als ich für die Nachwelt arbeiten wollte, habe ich nichts geleistet, aber als ich mich der Mitwelt widmen mußte, habe ich der Nachwelt gedient.“

Immer noch träumenden Auges blickte er zu der Spitze des Christbaums hinauf. Da schien es ihm, als ob der Engel dort oben ihm zunickte, und nicht ein papierner Engel, sondern die von ihm geträumte Fee „Glück“ sei.

An Europas Edelmenschen.

Wir wollen weinen, niemals hassen,
Wir wollen hüten niemals töten,
Und wenn sich Gründe uns in Massen
Zu töten und zu hassen böten.

Wir wollen beten, nicht verfluchen,
Nicht Dornen, sondern Blumen pflücken,
Die Wege zur Verbindung suchen,
Nicht Mörser bauen, sondern Brücken.

Der hat den größten Sieg errungen,
Der seinen engen Blick erweitert
Und jeden Haß in sich bezwungen;
Wer es nicht kann, der ist gescheitert.

Leo von Meyenburg

Menschlichkeit und Menschlichkeiten.

Die gebildete Menschheit rechnet es sich zur besonderen Würde an, die unheilbaren Kranken, die fall süchtigen wie die irrsinnigen und schwachsinnigen, am Leben zu erhalten und ihnen sorgfältige Pflege angedeihen zu lassen. Lichtvolle Häuser werden für die Bedauernswerten erbaut und alljährlich opfert der Staat ihnen unermessliche Summen.